

„Der August 1968 war das Ende einer sozialistischen Utopie“

Ein Gespräch mit dem Osteuropahistoriker **Martin Schulze Wessel** über den Prager Frühling 1968

Fragen **Peter Brod** — Foto **Frank Bauer**

Herr Schulze Wessel, die erste Frage liegt nahe und besitzt bei vielen Osteuropahistorikern eine gewisse Relevanz: Gibt es bei Ihnen eine Verbindung zwischen Familiengeschichte und Untersuchungsgegenstand?
Nein, tatsächlich nicht. Ich bin in Westfalen geboren worden und habe keine Bezüge familiärer Art zu den böhmischen Ländern oder zur Tschechoslowakei.

Was war dann der Impuls für den Westfalen, sich mit diesem Gebiet, seinen schwierigen Sprachen, seiner komplizierten Geschichte, seiner ethnischen Buntheit zu beschäftigen?
In der Tat sind die Investitionen, die man leisten muss, nicht gering. Zwei Jahre muss man sich schon intensiv mit dem Tschechischen beschäftigen, damit man es sprechen und schreiben kann. Bei mir war es letztlich ein Zufall: Mir ist in der Bundeswehr eine Tschechisch-Ausbildung angeboten worden, was ein Ausweg aus der dortigen Langeweile war.

Wann konnten Sie das Territorium des Gegners zum ersten Mal betreten?
Ich habe die erste Reise nach Prag nach der Bundeswehrzeit gemacht, das war 1984.

Und Russland, wann waren Sie dort das erste Mal?
1986/87 in der beginnenden Perestroika. Eigentlich wollte ich mich im Studium ganz auf die Tschechoslowakei und Ostmitteleuropa konzentrieren, das ging aber damals nicht. Russland war in den universitären Curricula derart dominant, dass mir schon im ersten Semester klar wurde, ich muss erst einmal Russisch lernen.

Sie hatten zwei Hauptinteressengebiete im Studium, Geschichte und Slawistik. Wann überwog der Hang zum Historischen, speziell zur tschechischen Geschichte?
Das Faszinierende an der tschechischen Geschichte und an der Geschichte der böhmischen Länder ist ihre kulturelle Viel-

schichtigkeit. Diese Vielschichtigkeit historisch zu betrachten, das hat mich seit dem Studium nicht mehr losgelassen.

Aber das zwingt einen sozusagen zum komparatistischen Ansatz, oder? Man kann die tschechische Geschichte nicht isoliert von der mitteleuropäischen Geschichte betrachten.
Ja, und zur Kritik der Forschungstraditionen. Ein Buch, das mir im Studium in die Hände fiel, war das von Eduard Winter über das Zusammenleben von Deutschen und Tschechen in der Tschechoslowakei und in den böhmischen Ländern. Es hatte den Titel „Tausend Jahre Geisteskampf im Sudetenraum“. Ich will nicht sagen, dass das Buch inhaltlich so schlecht ist wie der Titel, aber der nationale Antagonismus war vorgegeben. Dem ist man als Student in den 1980er Jahren immer noch begegnet. Und das war nicht nur ein Ergebnis der Systemgegensätze, sondern auch ein Ergebnis der sogenannten



Fasziniert von
der kulturellen
Vielschichtigkeit der
tschechischen
Geschichte: Martin
Schulze Wessel.

Ostforschung in Deutschland. Man konstruierte das östliche Europa als das Andere.

Winter war ein katholischer Priester und Professor aus Nordböhmen und beschäftigte sich mit der Geistesgeschichte der Habsburger Monarchie. Er machte bei den Nazis ein bisschen mit, nach dem Krieg ging er in die Sowjetische Besatzungszone, freundete sich mit dem Marxismus-Leninismus an und schrieb über mitteleuropäische Themen.

Er war, glaube ich, ein Opportunist par excellence. Wobei man sagen muss, dass Intellektuelle oftmals versucht sind, sich anzupassen, weil sie ihrer Arbeit durch die Nähe zur Politik Geltung verschaffen wollen. Bei Eduard Winter kann man besonders schön zeigen, wohin das führt – ein Geisteswissenschaftler mit einem geradezu virtuososen Gespür für seine wissenschaftlichen Chancen in ganz unterschiedlichen politischen Systemen und maximaler Bereitschaft, deren Erfordernissen zu genügen.

Sie haben ein wichtiges Thema angesprochen: die Anpassungsfähigkeit der Intellektuellen oder ihre Beziehung zur Macht. Ihr Buch „Der Prager Frühling“, das in diesem Jahr erschienen ist, handelt auch von den Bemühungen vieler tschechoslowakischer Intellektueller, das Regime annehmbarer zu machen. Wann haben Sie zum ersten Mal vom Prager Frühling gehört?

Ich habe beim Schreiben oft überlegt, ob ich dieses Ereignis als damals Sechsjähriger wahrgenommen habe. Aber ich muss leider sagen: nein. Im Studium habe ich viel über den Prager Frühling als ein Schlüsselereignis der tschechoslowakischen und europäischen Geschichte nachgedacht. Meinen ersten wissenschaftlichen Aufsatz habe ich 1986 über die tschechische Mitteleuropadebatte geschrieben. Diese Debatte war ein Versuch, kulturelle Gemeinsamkeiten über die Blockgrenzen hinweg zu finden, also Gemeinsamkeiten zu Polen, zu Ungarn, aber auch zu Westdeutschland und Österreich. Und in diesem Zusammenhang konnte ich im fränkischen Scheinfeld das großartige Archiv des Schrifttums des tschechoslowakischen Dissidenten benutzen, das der tschechische Historiker Vilém Prečan leitete – ein Archiv, das all das zusammentrug, was in der Tschechoslowakei unter konspirativen Bedingungen geschrieben und vervielfältigt wurde. Dort begegnete einem der ganze Reichtum des tschechischen

und slowakischen Intellektuellenlebens, der mich auch bei der Arbeit an dem Buch über den Prager Frühling fasziniert hat. Es gibt, glaube ich, kaum ein Ereignis der europäischen Geschichte, das von den Zeitgenossen so geistreich und witzig, aber dann natürlich auch elegisch und tragisch beschrieben worden ist. Der Kontakt zu dem Scheinfelder Archiv machte es mir möglich, mich einige Zeit später in Prag mit Wissenschaftlern und Intellektuellen zu treffen, die im Untergrund arbeiteten.

„Es gibt kaum ein Ereignis der europäischen Geschichte, das von den Zeitgenossen so geistreich und witzig, aber auch elegisch und tragisch beschrieben worden ist.“

Die Invasion sowjetischer Truppen beendete im August 1968 den Reformprozess, aber der Prager Frühling im engeren Sinn sind die Monate davor, von der Wahl Alexander Dubčeks zum Ersten Sekretär der Kommunistischen Partei im Januar bis zur Invasion. Sie zeigen im Buch auch die Vorgeschichte des Prager Frühlings. Es gelang der Tschechoslowakei ab etwa 1963, eine freundlichere Form des kommunistischen Systems anzunehmen, vor allem in der Kultur zeichnete sich eine große Lockerung ab. Wo würden Sie die Anfänge dieser Liberalisierung ansetzen?

Aus meiner Sicht ist die Kafka-Konferenz von 1963 ein ganz wesentlicher Markstein. Kafka war in der Tschechoslowakei der 1950er Jahre ein verfeimter Dichter, der einer bourgeoisen Dekadenz zugeordnet wurde. Mit seinem Begriff der Entfremdung wollte man nichts zu tun haben. Eduard Goldstücker, ein in der Slowakei geborener Germanist, holte Kafka 1963 mit einem internationalen Symposium in den tschechischen Literaturkanon zurück. Die Botschaft der Konferenz war, dass Kafka auch der sozialistischen Gesellschaft der Tschechoslowakei etwas zu sagen habe. Der Begriff der Entfremdung sei nicht nur auf kapitalistische Verhältnisse anzuwenden, sondern auf alle Verhältnisse, die etwas mit industrieller Produktion zu tun haben, und das gelte auch unter sozialistischen Bedingungen.

Wie kam es dann zum Wechsel in der Parteiführung? Ende 1967 waren die höchsten Ämter in Partei und Staat ja noch in der Hand von Antonín Novotný vereinigt. Er war nach dem Krieg als Mitglied der kommunistischen Parteiführung an den politischen Säuberungen der frühen 1950er Jahre beteiligt. Damals gab es zahlreiche Schauprozesse, einige gegen nichtkommunistische Gegner des Regimes, aber die spektakulärsten gegen ehemalige kommunistische Parteiführer, vor allem gegen Generalsekretär Rudolf Slánský, der zusammen mit zehn anderen hohen Partei- und Staatsfunktionären hingerichtet wurde. Das Schicksal dieser Männer spielte eine große Rolle in der Vorgeschichte des Prager Frühlings.

Das ist tatsächlich der Punkt, der mir am wichtigsten ist. Den Prager Frühling stellt man sich ja gemeinhin als ein Projekt vor, das Reformen für die Zukunft enthielt. Je länger ich mich damit beschäftigt habe, desto stärker erscheint mir der Prager Frühling aber von der Vergangenheit geprägt zu sein. Die Debatten kreisten in hohem Maße um die Prozesse der 1950er Jahre. Meine These ist, dass beides sehr eng zusammenhängt: Der Prager Frühling mit seiner auf die Zukunft gerichteten Programmatik war nur möglich auf der Grundlage einer moralischen Erneuerung der Gesellschaft durch die Aufarbeitung der Vergangenheit.

Und da kommen die politischen Prozesse der Stalinzeit ins Spiel. Der Stalinismus hatte in der Tschechoslowakei viele Opfer. Am spektakulärsten waren aber die Schauprozesse, die sich gegen Kommunisten fast

ausnahmslos jüdischer Herkunft richteten. Die Ausschaltung von vermeintlichen Klassenverrättern wurde plötzlich auch als Kampf gegen den Zionismus inszeniert. Was damit erreicht werden sollte, war eine neue Legitimierung der kommunistischen Macht in bestimmten Bevölkerungsschichten, die zum Teil wegen der Propaganda während der deutschen Besatzung für Antisemitismus empfänglich waren. So entstand eine Legierung von Sozialismus und Chauvinismus. Die Entwicklung zum Prager Frühling hin kann man beschreiben als eine allmähliche Rehabilitierung der überlebenden Justizopfer der 1950er Jahre. Einer der erregendsten Augenblicke des Prager Frühlings waren die Massenveranstaltungen im März 1968, als Überlebende der politischen Prozesse in die Öffentlichkeit zurückkehrten. Josef Smrkowský, 1968 zum Präsidenten der Nationalversammlung gewählt, war das prominenteste Beispiel. Die Justizopfer von damals liehen dem Projekt Prager Frühling ihre Unterstützung – nach ihrer jahrelangen Haft war das ein bemerkenswerter Vorgang. Ihre Unterstützung machte den Reformprozess glaubwürdig, deshalb zog auch die Jugend mit. In Deutschland ist 1968 zum Generationenkonflikt stilisiert worden. In der Tschechoslowakei lagen die Dinge anders, es entstand eine Brücke zwischen den Generationen.

Auch die Person Alexander Dubčeks, der zum Symbol des Prager Frühlings avancierte, spielte eine Rolle. Der neue Erste Sekretär war ein relativ unbekannter slowakischer Parteifunktionär. Er hatte seine Kindheit in der Sowjetunion verbracht und später an der Parteihochschule in Moskau studiert.

Dubček ist für mich ein Rätsel geblieben. Bei seiner Wahl war er ein relativ unbeschriebenes Blatt, er war ein schlechter Redner, er war nicht charismatisch. Er wurde als Kompromisskandidat gewählt, und der Wirtschaftsreformer Ota Šik sagte: „Um Gottes Willen, was haben wir uns da eingehandelt! Der kann es nicht, der hat keine Vorstellung, was Demokratie eigentlich ist.“ Das war eine Fehleinschätzung, weil Dubček zumindest die Fähigkeit hatte zuzuhören. Seine leisen Töne waren der eigentliche Wechsel, den er anfangs verkörperte. Der Prager Frühling war zunächst ein Wandel des politischen Stils.

Was wollten nun die Kommunisten in der Tschechoslowakei Anfang 1968 der Welt präsentieren?



Die Erinnerung an den Prager Frühling ist heute überlagert von der Invasion der sowjetischen Truppen. Es lohnt sich aber, den Reformprozess seit Jahresbeginn 1968 stärker in den Blick zu nehmen.

„Der Prager Frühling war nur möglich auf der Grundlage einer moralischen Erneuerung der Gesellschaft.“

Im Grunde präsentierten die Reformer ein „Laboratorium in eine neue Welt“. Es gab eine Wirtschaftsreform, es gab den Versuch von Radovan Richta, eine neue ideologische Fundierung der Tschechoslowakei hinzubekommen, daneben stand Zdeněk Mlynářs Versuch, Justiz und Recht neu zu ordnen. Alles ging aus sozialistischen Reformtraditionen hervor, bewegte sich aber in unterschiedliche Richtungen.

In der Politik herrschte zunächst eine diffuse Vorstellung, dass es so nicht weitergeht. Nach der Aufhebung der Zensur entstanden zwei Lager, die Reformbefürworter und die Reformgegner. Das hatte im Januar 1968 niemand so vorhergesehen.

Was mich letztlich interessiert hat, ist eine Gegenwartsfrage: Wie kann Politik gestaltet werden? Politik lebt ja von Alternativen, aber wie werden diese in einem politischen Prozess zu einer Entscheidung hingeführt und welche Rolle spielen dabei Zeitvorstellungen? In der sozialistischen Welt strukturierten „Fünf-Jahr-Pläne“ die Zeit. Dann entstand angesichts der Wirtschaftskrise von 1962 plötzlich das Phänomen „gedrängter Zeit“, und ein Ökonom wie Ota Šik meinte: „Wenn wir jetzt nicht reformieren, werden wir wirtschaftlich und technologisch den Anschluss an den Westen verlieren.“ Zur selben Zeit versuchte Radovan Richta, die sozialistische Ideologie und Utopie zu erneuern

und einen Sozialismus mit menschlichem Antlitz zu schaffen. Es entstand ein Bewusstsein der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, gepaart mit der Idee, noch einmal eine gemeinsame ideelle Grundlage zu finden. Insofern war der August 1968 das Ende einer sozialistischen Utopie.

Prof. Dr. Martin Schulze Wessel

ist Inhaber des Lehrstuhls für die Geschichte Ost- und Südosteuropas an der LMU München, Erster Vorsitzender des Collegium Carolinum und Mitglied der BAdW. Von 2012 bis 2016 war er Vorsitzender des Verbandes der Historiker und Historikerinnen Deutschlands.

Peter Brod

ist freier Journalist in Prag. Er arbeitete für BBC, Radio Freies Europa und die Süddeutsche Zeitung. Das Gespräch fand am 14. Mai 2018 im Rahmen der Reihe „Vis-à-vis“ in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften statt.